



## VII. Zu Hause.

1. Des Hauses Freuden mögen bescheiden und einfach sein, aber ihre Zahl ist Legion.

*Lubbock, Die Freuden des Lebens.*

2. Der Humor ist ein gutherziger Geselle, dem sehr oft die Tränen in den Augen stehen, während er sich über unsere Misere hinüberlacht.

*Ebenda.*

Achtung! Nur nicht sentimental werden! Nicht winseln, wie es sein könnte und vielleicht sein sollte, sondern hübsch nüchtern bleiben und auch hier sich möglichst an die Tatsachen halten. Es ist zwar höllisch schwer und die Versuchung, trübsinnig zu werden, ist groß, aber wenn es bisher gegangen ist, wird es schon jetzt auch gehen; man soll lernen, hart zu werden, allerdings nur gegen sich selbst!

Mein Vater, mein Bruder und ich leben ein gar merkwürdiges Leben. Wir wohnen natürlich seit jeher beisammen, aber wir führen keine Menage, wir speisen nur an drei Tagen zusammen, an unseren Geburtstagen, die alle in die Zeit vom 10. Dezember bis 15. Jänner fallen, dann wieder elf Monate lang nicht. Wo wir an den anderen Tagen essen, wissen wir nicht, d. h. ich, der Gewohnheitsmensch, speise seit 22 Jahren mittags bei Meissl und Schadn, aber wo Papa und Rudolf dies absolvieren, weiß ich bis heute nicht. Rudolf, der Tür an Tür mit mir wohnt, sehe ich oft tagelang nicht; ich gehe vom Hause fort, wenn er noch schläft und wenn er heimkehrt, schlafe ich schon. Essen kann man also bei uns absolut nicht; als ich mir einmal Tee zu Hause kochen lassen wollte, mußte man unsere

Wirtschafterin dreiviertel Stunden lang mit Essig laben und die ganze Gasse war in Aufregung. So ist es gekommen, daß ich faktisch nie zu Haus gegessen habe, außer wenn ich krank war. Krank kann man aber bei uns auch nicht sein. Als Student hatte ich die echten Blattern, Rudolf hatte sie aus der Kaserne nach Haus gebracht. Nach einigen Wochen sollte ich ein Bad von 26° R nehmen. Als ich hineinstieg, zeigte das Thermometer 16°. Nebstbei wurde ich von dem alten Dr. Federn sonderbar behandelt. Er fürchtete sich nämlich vor Ansteckung und als es mir allerdings schon besser ging, kam er einmal, steckte nur den Kopf zur Türe herein, ließ sich meinen nackten Arm zeigen und fragte: „Bist du überall so?“ Nachdem ich genau nachgesehen und ihm Auskunft erteilt hatte, fragte er mich: „Wann wirst du baden?“ Seit diesen beiden Erlebnissen hatte ich von Essen und Krankheiten genug. Das Malheur mit dem Bad hatte unsere alte Louise Hackl angestellt. Sie war schon Stubenmädchen meiner Mutter, dann Kindsfrau bei uns, endlich Wirtschafterin. Sie heiratete unseren Diener Anton und hatte einen Sohn Karl, der als Trainrittmeister starb. Sie war 34 Jahre lang bei uns und eine treue, brave Person, die mich aber oft zur Raserei brachte. Es haben sich von ihr mehrere Aussprüche erhalten, von denen ich einen anführen will. Wenn sie sagen wollte, daß ihr jemand verdächtig vorkomme, sagte sie: „Der Mann ist nicht authentisch.“ Sie starb vor zirka zehn Jahren auf einem kleinen Besitz, den sie in der Nähe von Korneuburg erworben hatte.

Louise Hackl erinnert mich noch ganz dunkel an unsere Wohnung in der Himmelfortgasse 5. Nach dem Tode meiner Mutter zogen wir, wie schon berichtet, erst zu den Großeltern in die Dorotheergasse 5 und dann mit diesen in die Kantgasse 3 und Seilerstätte 21. Als dann die Trennung erfolgte und wir von den Großeltern fortzogen, wohnten wir Krugerstraße 13, Hegelgasse 7 und endlich Frankenberggasse 11. Mathematikern wird es auffallen, daß unsere Hausnummern fast stets absolute Primzahlen waren. Das Haus Seilerstätte 21 war ein schönes altes Haus, das der Fürstin Metternich gehörte und ein auch bei Tag geschlossenes Tor besaß. Wir bewohnten das ganze

Haus, nur ein Metternichscher Beamter wohnte noch darin. Damals ging es bei uns sehr lustig zu und wir sahen allabendlich interessante Leute bei uns. Wir zogen aus, weil das Haus niedergerissen wurde. Auch das Haus Krugerstraße 13 war alt; wir hatten eine Wohnung mit vielen großen Zimmern, doch waren sie alle finster. In dieser Wohnung geschah es, daß mein Vater einige Wochen lang Menage führte. Die einzigen Personen, die wir während dieser Zeit als Gäste zu Tisch bei uns sahen, waren Guschlbauer<sup>1)</sup> und Bratfisch.<sup>2)</sup> Bald wurde das Menagieren aufgegeben, weil es doch nicht teuer genug kam, und wir gingen wieder alle in die verschiedenen Gasthäuser. In jene Periode fällt meine Leidenschaft für Wiener Musik und Volkssänger. Einigemale in der Woche besuchte ich die Lokale, in denen sie sangen: Harmoniesäle, Tökés und Ruß in Hernals, Goldener Widder in der Taborstraße, Hotel Zillinger und endlich Hotel zum „schwarzen Adler“. Bei Guschlbauer und Montag, bei Mayer, den Schwestern Neumann, bei der Kutzel, der Mirzl, bei den Schrammeln etc. habe ich zahllose vergnügte Stunden verlebt, die für mich damals Stunden wahren Genusses waren. Am häufigsten besuchte ich den „schwarzen Adler“, wo die Klabriaspattie gegeben wurde. Die Aufführung mit Grünecker und Rott war wirklich meisterhaft; ich habe viele Personen hingeführt, darunter Sonnenthal, der tatsächlich Tränen lachte. Ich wurde mit allen Volkssängern und Volkssängerinnen bekannt und erhielt von den Darstellern der Klabriaspattie eine Zigarrentasche mit ihren Photographien aus Dank dafür, daß ich ihr treuester Stammgast war. Die Mirzl und Kutzel waren entzückende Frauen und haben mich durch ihre in urwüchsigster, aber nie ordinärer Form vorgetragenen Lieder begeistert. Auch mit dem sogenannten „Baron Jean“ war ich befreundet. Er hieß eigentlich Hans Tranquillini und war Kunstpfeifer; sein Lieblingsstück war der Walzer „Frühlingsstimmen“, den er entzückend piff. Der Mann war aber ein starker Säufer und ist auch daran zugrunde gegangen. In seiner Krankheit schickte er mir seine

<sup>1)</sup> Bekannter Volkssänger.

<sup>2)</sup> Fiaker des Kronprinzen, der auch Natursänger war.

Schwester in die Wohnung, damit sie mich betöre und ich ihm Geld schicke. Dies ist vollständig gelungen und es wurde durch meine Intervention im Jockeyklub eine Sammlung veranstaltet, die ein hübsches Resultat ergab. Einmal beging ich die Unvorsichtigkeit zu wetten, daß „Baron Jean“ in einer halben Stunde dreißig Glas Kognak trinken werde, und gewann die Wette; ich bereute dies dann sehr, aber es schadete ihm gar nichts. Ich besitze als Andenken an ihn noch einen seiner Hüte, ebenso einen des bekannten Fiakers „Schuster Franz“, der auch oft bei den Heurigen sang; beide Hüte sind antediluvianische Prachtexemplare von Schmalranftlern. Die Liebe zur Wiener Musik habe ich mir bis heute bewahrt und da es leider keine Volksänger mehr gibt, bei denen man sich um drei Gulden köstlich unterhalten konnte, gehe ich in jedem Jahr ein- oder zweimal in den Riedhof oder in die Chathambar, wo mir Landesberger oder Rakowianu meine Lieblingslieder vorspielen: Schrammelsche Melodien, Wienerische „Schmachtfetzen“, von denen ja viele wunderschön sind (z. B. „Das Glück is a Vogerl“) und Märsche („Unter dem Doppeladler“, „Brucker Lagermarsch“ etc.). In unserer Wohnung in der Krugerstraße ist auch das Fiakerlied entstanden. Lange hat mein Vater daran gearbeitet und immer wieder daran geändert und gebessert. Schließlich kam die Generalprobe in unserer Wohnung und mein Vater trug das Lied vor einem strengen Sachverständigenkollegium vor. Es waren erschienen: Die Fiaker Hirschmann<sup>1)</sup>, Bratfisch, der Rohrer Schorsch<sup>2)</sup>, der „Baron Jean“; Rohrer brachte sich einen ganz unscheinbaren Mann mit, den er als seinen Friseur bezeichnete, es war der dann berühmte Brady; ferner waren anwesend: Girardi, Baron Mundy, Graf Rudolf Kinsky, Canon etc. Das Lied fand geteilte Aufnahme. Girardi prognostizierte ihm keine besondere Lebensdauer; als er dies sagte, kniete sich Mundy vor allen Leuten hin und betete ganz ernst und laut, daß Gott Girardi erleuchten möge, denn das Lied sei großartig. Am 24. Mai 1885 sang es Girardi zum erstenmal in einem Seiten-

<sup>1)</sup> Genannt: „Der Rote mit der Fliegn“.

<sup>2)</sup> Einstmals als Fiaker und auch als Ringkämpfer berühmt; führte meinen Onkel Siegmund.

trakt der Rotunde, begleitet von dem Hausorchester des Baron Nathaniel Rothschild unter der Leitung des Kapellmeisters Rab. Es wurde in der Rotunde ein großes Wohltätigkeitsfest für die Rettungsgesellschaft abgehalten und dieses fiel zusammen mit dem hundertjährigen Bestehen von Fiakern in Wien. Die Sitze wurden zu immensen Preisen verkauft, zu 20 und 25 Gulden, der Erfolg war ganz kolossal! Mundy hatte Recht behalten. Im August 1908 veranstaltete das „Fremdenblatt“ eine Rundfrage nach dem schönsten Wienerlied und sechs Personen nannten hier das Fiakerlied: Bösendorfer, Arthur Gutmann, Stella Hohenfels, Karl Lindau, Viktoria Pohl-Meiser und Richard Waldemar. Die erste Niederschrift des Fiakerliedes, welche unser Freund Dr. Ronsburger für Papa angefertigt hatte, besitze ich noch. Der Tag der ersten Aufführung des Fiakerliedes ist mir auch dadurch in Erinnerung geblieben, daß ich mich an demselben von 10 Uhr vormittags bis halb 4 Uhr früh im Prater herumtrieb und dann auf einem Feuerwehrowagen nach Haus fuhr. Und hier will ich einfügen, daß dieses Lied und auch Rudolfs Bilder die beste Rekommandation für mich sind und wenn man mich fremden Personen erklären will, sagt man: „Das ist der Sohn des Fiakerlied-Pick und der Bruder des Malers Pick!“ Nicht schlecht paßt hiezu ein Witzwort eines lieben verstorbenen Freundes, der sagte: „Bei einem so musikalischen Vater ist es ja gar kein Wunder, daß ein Sohn Maler und einer Richter ist!“

Aus der Krugerstraße zogen wir in die Hegelgasse. Diese Wohnung hatte ich sehr lieb, ich habe in ihr viel geweint und viel gelacht und als wir nach sechsundzwanzig Jahren ausziehen mußten, wurde mir sehr weh zu Mute. Man kündigte uns, weil man eine billige Wohnung für einen Sektionschef brauchte — das Haus ist Eigentum des Pensionsfonds der Staatseisenbahnen — und da wurden wir langjährige Einwohner hinausgeworfen. Der Sektionschef starb bald und dann geschah es merkwürdigerweise zum zweitenmale, daß Gräfin Kinsky-Renard unsere Wohnungsnachfolgerin wurde, in die Krugerstraße war sie auch nach uns eingezogen. Nach langem Suchen fanden wir endlich eine höchst unpassende Wohnung, die kleiner, aber dafür viel teurer als die in der Hegelgasse ist. Vor dem Umzug graute

mir fürchterlich. Wie sollten das die Millionen Sachen aus- halten, die alle eine eigene Behandlung erforderten, die große Bibliothek meines Vaters, die zehntausend lieben Kleinigkeiten, die meine zwei Zimmer anfüllten? Was sollte aus den vielen Einrichtungsstücken werden, die es nur bei uns gibt und die man jahrzehntelang streicheln mußte, damit sie funktionieren, und die jetzt Gefahr liefen, von rohen Möbelpackern derb be- handelt und ihrer Existenzfähigkeit ganz beraubt zu werden!? Aber meine Angst war — Gott sei Dank — unbegründet. Alle haben wir sie wieder, die gemütlichen, unpraktischen Dinge, die mich zur Raserei bringen, die ich aber doch nicht missen möchte: die Lampe, die nur brennt, wenn sie auf der Klinge eines Federmessers steht (da gibt es kein Lächeln; ich kann es nicht erklären oder begründen, aber es ist einmal so); den Kasten, den man unbedingt erst zusperren muß, wenn man ihn öffnen will; die Uhr, die seit achtundzwanzig Jahren ausgerechnet nur um halb fünf Uhr früh schlägt; die Badewanne, die man seit Äonen nicht heizen kann; alles überstand den Transport ausgezeichnet. Welche Riesenleistung Frau Louise Förster hiebei vollbrachte, bei der ich in Bruck a. d. Leitha gewohnt hatte und die den Umzug durchführte, will ich an einigen Beispielen zeigen, welche für unsere Wirtschaft bezeichnend sind. Gelegent- lich des Umzuges fand man plötzlich zweiundsechzig Paar Stiefel, die niemandem abgegangen waren und gleichzeitig kam man darauf, daß wir schon seit vierzehn Jahren keine eigene Kaffeemühle besaßen, sondern eine solche vom Hausmeister ausgeliehen hatten. Von der Menge unserer Garderobestücke kann man sich vielleicht einen Begriff machen, wenn ich mit- teile, daß mein Vater sich in früheren Jahren, wenn er sich einen Kleiderstoff aussuchte, hievon nicht nur einen Anzug machen ließ, sondern auch einen Plaid und einen Überzieher; sowie daß der verstorbene Oskar Hofmann den Unterschied zwischen der Sonne und meinem Bruder darin fand, daß das Gold der ersteren im Osten aufgehe, das Rudolfs aber in Westen. Aber es ging, wie gesagt, infolge der glänzenden Organisation der Frau Förster ausgezeichnet. Ich wohnte während des Umzuges fünf Tage hindurch im „Matschakerhof“ und als ich in die

Frankenberggasse 11 einzog, fand ich in meinen zwei Zimmern jedes Stück auf seinem richtigen Platz.

Nur zwei Dinge nahmen wir in die neue Wohnung nicht mit. Erstens eine Windfahne, welche eine Cousine meines Vaters ihm auf das Dach hatte pflanzen lassen, damit er seiner Leidenschaft frönen könne, täglich die Windrichtung festzustellen (er notiert diese sowie die Tagestemperaturen seit vielen Jahren); und zweitens unsere herrliche, schöne Bibliothek. Für diese ist in der Frankenberggasse angeblich kein Platz, obwohl die Wohnung, wie bereits gesagt, teurer ist, und da galt es nun, für sie anderwärts zu sorgen. Nachdem man Nächte hindurch darüber gebrütet hatte, was man mit ihr machen solle, fand man endlich den kostspieligsten und unpraktischsten Ausweg. Es wurde für die Bibliothek eine separate Wohnung gemietet; eine veritable Wohnung, kein Magazin, sondern eine Parterrewohnung in der inneren Stadt, bestehend aus Vorzimmer und zwei großen Zimmern. Diese Wohnung kostet monatlich über neunzig Kronen, jährlich daher 1080 K und in den fünf Jahren, während welcher wir in der Frankenberggasse wohnen, schon 5400 K, um welchen Preis wir ja vielleicht doch eine größere Wohnung hätten mieten können. Dafür haben wir aber keine Bücher (ich habe allerdings meine eigene Bibliothek), dagegen aber auch keinen Schlüssel zu der „Wohnung“ der Bibliothek; und wenn wir ihn hätten, würden wir erst keine Bücher haben, denn die sind größtenteils in Kisten verpackt und zu diesen haben wir auch keine Schlüssel und es ist mir überhaupt erst nach viereinhalb Jahren gelungen zu eruieren, wo die Bücher eigentlich wohnen, es hat es vorher niemand gewußt!

Die Ursache dafür, daß wir so enorm viele Sachen haben, besteht teilweise darin, daß wir Sammlernaturen sind und speziell ich leiste hierin Einiges. Ich sammelte nie Briefmarken und Schmetterlinge; dagegen sammelte ich alle Theaterzettel von allen Vorstellungen, denen ich anwohnte (ich war früher ein enorm häufiger Burgtheaterbesucher; seit neun Jahren habe ich aber kein Theater mehr betreten und werde dies auch wahrscheinlich nie mehr tun, weil ich im Theater fürchterlich unter Hunger leide); ferner sammelte und sammle ich: Hufeisennägel,

Eisenbahnfahrkarten (ich habe für Evelina Schey als Weihnachtsgeschenk eine Kasette machen lassen, auf der ihr Monogramm aus Fahrkarten angefertigt war, mit denen ich nach Köveceses gefahren bin), Bücher, Messer, Stöcke, Hüte und alte Uhren (ich besitze eine Uhr mit hebräischen Ziffern, deren beide Zeiger sich von rechts nach links bewegen; Freitag abends bleibt sie stehen); endlich sammle ich alles, was slowakisch ist, und alle möglichen Gegenstände, die sich auf Volkskunde beziehen; schließlich — sit venia verbo — Einbruchswerkzeuge und Dinge von kriminalistischem Interesse. Wenn man noch berücksichtigt, daß mein Vater Operngläser sammelt, Antiquitäten, Petschafte, Wiener Photographien, Landkarten, Peitschen usw., dann wird man verstehen, was unser Umzug bedeutete, in einem Hause, das von keiner Frau geleitet wird und in dem kein Diener vorhanden ist! Daß wir keinen Diener haben, hat zwei Gründe. Erstens wäre es billiger, weil ich bei dem Mangel eines Dieners ununterbrochen Dienstmänner verwende, wovon ich noch sprechen werde; zweitens will mein Vater deshalb keinen Diener mehr nehmen, weil der letzte, den wir hatten, alles forttrug, was er erwischen konnte, sogar die Füße von einigen silbernen Tassen hat er abgeschraubt und verkauft! Jetzt haben wir drei weibliche Personen zur Bedienung; d. h. sie sagen, daß sie weiblich sind, und ich will es glauben, aber aussehen tun sie nicht so; sie haben alle den ersten Preis bei der Fußwaschung erstritten und sind unerschöpflich in ihren Variationen, mir Schaden zuzufügen. Eine dieser Frauensleute ist durch einen reinen Zufall dem Tod durch Erwürgen entronnen. Ich las einmal in der Nacht die amtlichen Schriftstücke und Dekrete, welche sich auf meine Tätigkeit bei Gericht beziehen; alle Amtszeugnisse und Ernennungsurkunden etc. Ich ließ diese Papiere schließlich auf dem Nachtkastel liegen. Am nächsten Morgen kam meine Bedienerin und heizte ruhig mit dem ganzen Aktenbündel (es waren vielleicht vierzig Dokumente) ein. So wütend wie damals war ich in meinem ganzen Leben nicht. Richtig! Einmal vorher war ich es doch schon. Als Rudolf sein Freiwilligenjahr machte, hatte ich mir einmal neue Hemden bestellt gehabt. Ich kam eines schönen Tages nach Hause und sehe ihn damit beschäftigt,



von den Hemden, die geliefert worden waren und die ich noch gar nicht gesehen hatte, die Krägen mit einer Schere abzuschneiden, so daß er sie zu seiner Uniform tragen konnte. Da lernt man resignieren!

Und trotz aller dieser Unfälle und Entgleisungen weht mir doch eine so anheimelnde Atmosphäre aus meinen beiden Zimmern entgegen, wenn ich sie nachmittags betrete. Am zufriedensten und in der behaglichsten Stimmung befinde ich mich, wenn ich bis in die Abendstunden am Schreibtisch sitzen kann, sei es, daß ich gerichtliche Akten zu erledigen habe, was man nirgends so gesammelt besorgen kann als innerhalb seiner vier Wände, sei es, daß ich meine sonstigen vielen Arbeiten besorge. Denn außer den schon erwähnten Sammlungen, die ja auch in Ordnung gehalten werden müssen, führe ich noch eine Menge von schriftlichen Aufzeichnungen, die eigentlich auch Sammlungen sind, und diese Aufzeichnungen durchzuführen, in ihnen hie und da herumzustöbern, sie zu sichten und wachsen zu sehen, ist meine größte Freude. Abgesehen von den zahlreichen, mit meinem Beruf zusammenhängenden Notizen, welche hier nicht besprochen werden sollen, beschäftigt mich noch gar vielerlei. Ich habe mir seit meiner Kindheit alle wichtigeren Schriftstücke, Zeitungsartikel, Briefe etc. aufgehoben und klebe dieselben sorgfältig in große Bücher ein; ich sammle seit vielen Jahren, nicht etwa erst während des Krieges, Extraausgaben; ich sammle hervorragendere Zeitungsartikel über den Kaiser; über wichtige Lokalereignisse; alle im Extrablatt erscheinenden Gedichte des Julius Bauer; Notizen über Slowaken, Wiener Lokalchronik; ich habe mir Jahre hindurch interessante Feuilletons von Speidel, Theodor Herzl, Hanslick etc. aufgehoben; ich bewahre alle mich interessierenden Briefe auf; ich führe zwar kein Tagebuch, aber ich besitze ein alphabetisch geordnetes Einschreibebuch, in dem fast jeder meiner besseren Bekannten, jeder meiner Lieblingsorte sein „Konto“ hat usw.; kurz, es gibt für mich zu Hause ewig zu tun, ich könnte ewig in dieser mich anregenden Weise mich beschäftigen und es wird mir jeder Tag zu kurz. Diese Art der Tätigkeit verdanke ich auch meinem Vater und ich segne ihn dafür, daß er mich dies lernen und schätzen ließ. Gegen 5 Uhr

werde ich täglich gestört, da bringt mir „mein Dienstmann“ die Jause; täglich flehe ich ihn an, sie nicht so spät zu bringen, weil ich Hungerkrämpfe bekomme, und nie hat er mich noch erhört. Hie und da kommen Damen zur Jause zu mir und der Höhepunkt dieser Festlichkeiten besteht darin, daß der Dienstmann serviert!

Dieser brave Mann verdient, daß ich ihm einen Abschnitt widme. Er heißt Siegfried Freund und ich bin 28 Jahre lang mit ihm in engstem geschäftlichen Verkehr. Unsere Bekanntschaft datiert aus der Zeit, in welcher wir in der Hegelgasse wohnten. Wir wohnten im dritten Stock und Freund, der auf der Gasse unter unseren Fenstern stand, hatte es bald erkannt, daß ich ohne Dienstmann nicht leben kann. Fast ununterbrochen schielte er zu meinen Fenstern hinauf, meines Rufes gewärtig. Mit der Zeit führte ich eine Zeichensprache ein für die sich öfter wiederholenden Gänge, um ihm den Weg in den dritten Stock zu ersparen. Ich erfand Zeichen für das Bringen der Jause, der Zeitung, des Holens des Friseurs etc. und er hatte dies bald erlernt. Da fragte ich ihn einmal im Juli, als es sehr heiß war und ich Eiskaffee haben wollte, wie ich ihm diesen Wunsch durch Zeichen ankündigen solle. Er zögerte keine Sekunde und machte die entsprechende Gebärde. Er ballte die Fäuste und schüttelte die angezogenen Arme als ob er vor Kälte zittern würde; dabei blieb es. Im Laufe der Zeit verwendete ich ihn immer mehr und mehr, er kannte schon die Adressen aller meiner Bekannten und Verwandten, ich hatte nur den Namen zu nennen; er besorgte mir Einkäufe, er begleitete mich bei Reisen auf den Bahnhof und holte mich ab; kurz, es kam so weit, daß ich ohne ihn nicht leben konnte und nicht kann. In die Zehntausende müssen die Kommissionen gehen, die er mir besorgte, in die Zehntausende die Kilometer, die er für mich marschierte; aber auch die Kronen, die er schon von mir erhielt. Und ich verwendete ihn nicht nur in Wien, sondern er mußte auch Reisen für mich machen. Freund schickte ich nach Wiener-Neustadt und Olmütz, als Rudolf in diesen Orten diente; er mußte einmal nach Trautmannsdorf Zigaretten und nach Kövecses Fleisch bringen; ich ließ ihn zu

mir nach Bruck a. d. Leitha und Reichenau kommen und vor einiger Zeit schickte ich ihn auf den Semmering, wo er Indianerkrapfen abzugeben hatte. Von dieser letzten Reise sind mir zwei Aussprüche Friends in Erinnerung geblieben. Als ich ihn fragte, wie ihm die Fahrt gefallen habe (er hatte den Semmering vorher nie gesehen), antwortete er: „Tot bin ich oben angekommen!“, womit er den drei Minuten in Anspruch nehmenden Weg von der Station Wolfsbergkogel in das Kurhaus meinte. Und als ich mich danach erkundigte, was die betreffende Dame gemacht habe, als er erschien, sagte er: „Sie hat gerade Domino gespielt mit Karten!“; er meinte, daß sie eine Patience legte. Alle Aufträge hat er stets pünktlichst besorgt, nur einmal hat er mich im Stich gelassen. Hier muß ich vorher ein Geständnis ablegen: Ich kann nämlich keinem weiblichen Wesen auf der Gasse nachgehen; erstens glaube ich immer, daß es alle Leute merken, und zweitens gehen sie mir zu langsam. Nun hat mich vor Jahren ein Mädchen sehr interessiert, welches ich täglich an einer bestimmten Stelle in der Alserstraße traf, wenn ich vom Landesgericht fortging. Um ihr nicht nachgehen zu müssen, bestellte ich Freund zu mir und ging mit ihm bis die Betreffende kam. Da zeigte ich sie ihm und schärfte ihm ein, sie eventuell bis nach Tibet zu verfolgen und mir zu berichten. Der Abend kam, jedoch Freund nicht; es mußte Entsetzliches geschehen sein. Am nächsten Tag erschien er, zermürbt, gebrochen, enttäuscht, entsetzt über meinen Geschmack und referierte: Der Gute war bis nach Korneuburg nachgefahren und hatte dort eruiert, daß die Betreffende eine Photographin im Alter von zweiundsechzig Jahren gewesen sei! Er war der Unrichtigen gefolgt, die Richtige habe ich aber merkwürdigerweise seit diesem Tage nie wieder gesehen. Als wir von der Hegel- in die Frankenberggasse zogen, kam ich in die ärgste Verlegenheit. Wie sollte der intime Verkehr vom Fenster auf die Gasse stattfinden, wenn wir räumlich so entfernt voneinander waren? Ich fand ein Mittel, das es zwar nicht ermöglichte, in immerwährendem Kontakt zu bleiben wie früher, aber doch die Trennung erleichterte. Freund hat sich schriftlich mit seinem Ehrenwort dazu verpflichtet, mich täglich zu besuchen, wo

immer ich auch wohnen werde, und er hält sein Versprechen. Er hängt an mir mit rührender Verehrung und kennt keinen größeren Stolz, als meinen Gerichtsverhandlungen zuhören zu können; ich lasse ihn nämlich oft zu Gericht kommen, um ihm eine Freude zu machen und wenn ich mir eine Post dorthin bestelle. Dann pflegt er zu meinem Vater zu gehen, ihm zu erzählen, wie er mich als Richter bewundert, wie er es nicht begreifen könne, daß ich die enorme Arbeit bewältige usw. und fügte er bei dieser Gelegenheit einmal voll Anerkennung für meine Leistungen hinzu: „Und einen Kopf hat er wie ein Wasserschaff!“ Freund ist auch vollkommen diskret und würde die harmlosesten Kommissionen nicht verraten. Einmal traf er meinen guten Freund Dr. Skrainka und es entwickelte sich zwischen ihnen folgender Dialog: Skrainka: „Machen Sie einen Gang für den Alfred?“ Freund: „Ja.“ Skrainka: „Wohin gehen Sie?“ Freund: „Ich geh' nur a Stückel da rüber!“ Skrainka mußte abziehen. Freund werde ich nie verlassen, so lange ich lebe; eine kleine Lebensrente habe ich ihm von Frau von Gutmann verschafft und für mich wird er ewig zu arbeiten haben; wenn ich mir schon keinen Gummiradler halten kann, soll es wenigstens ein Dienstmann mit Gummisohlen sein! Servus, Freund!

Die Sache mit den Dienstmännern scheint übrigens eine Krankheit zu sein wie eine andere. Denn ich beschäftige ja überaus oft auch andere Dienstmänner als Freund; ich habe da schon die nervenzerrüttendsten Kombinationen gemacht: ich schickte einen Dienstmann aus, um Freund zu rufen; ich bestelle mir manchmal zwei, auch drei Dienstmänner gleichzeitig, wenn die Agenden sich häufen; ich schreibe Freund Briefe, wenn ich verreist bin; und man erzählt sich, daß ich einmal, knapp vor dem Ausbruch der Krisis, eine pneumatische Karte schrieb, diese mit einem Dienstmann zu Freund schickte und ihm sagen ließ, er solle sich einen Einspanner nehmen, mit diesem irgendwohin fahren und dem Hausmeister des betreffenden Hauses einen Gulden geben, damit dieser den Brief im zweiten Stock abgebe! Folgende zwei Szenen, die ich mit Dienstmännern erlebte, hatten großen Lacherfolg. Einmal kam ich in das Café Impérial und entdeckte dort, daß ich meine Uhr zu Hause vergessen hatte;

flugs rief ich einen Dienstmann herbei und beauftragte ihn, mir irgendwo eine billige Uhr zu kaufen. So geschah es und ich verkaufte die Uhr dann mit Verlust von fünfzig Kreuzern an Paul Schulz! Ein andermal saß ich wieder vor dem Café Impérial am Trottoir, es war im Frühling, und es dauerte mir zu lange, ehe ich bedient wurde. Ich rief den alten Dienstmann Grünhut herbei (seither wurde er durch ein Automobil getötet) und beauftragte ihn, sich in das Innere des Lokales zu begeben und mir von dort mein Frühstück zu bringen; es geschah dies auch, und zwar unter dem unbeschreiblichen Jubel des Volkes. Und auf Dienstmänner stoße ich überall, wohin ich auch komme; in kleinen Orten, wie in Sterzing, Müzzzuschlag und Unterach usw. waren die ersten Personen, die ich am Bahnhof sah, Dienstmänner und ich fand immer Veranlassung, sie irgendwie zu beschäftigen, und ich bin in dieser Richtung geradezu erfinderisch veranlagt. Als ich die Universität besuchte, saß ich mit dem jetzigen Abgeordneten Dr. Josef Redlich im Arkadenkaffeehaus. Es war gerade bitter kalt und vor dem Lokale ging ein armer, ganz alter Dienstmann auf und ab, den die Kälte schüttelte. Ich fühlte Erbarmen mit ihm, rief ihn herein und um ihn nicht durch ein Geschenk zu beschämen, gab ich ihm den Auftrag, zu Dr. Redlich in die Skodagasse 8 zu gehen und ihn zu fragen, wann er in das Kaffeehaus kommen werde.

Und weil ich schon so viel über Kaffeehäuser gesprochen habe, will ich meinen Stammlokalen einige Zeilen widmen. Ich frühstücke seit ungefähr sechsundzwanzig Jahren im Café Impérial und bin mit Bezug auf diese Zeit der älteste Stammgast dortselbst. Schon beim Frühstück erscheint Freund und werden ihm hier die Dispositionen für den Tag gegeben. Über dieses Kaffeehaus ist sonst nichts zu berichten, als daß ich einmal dort beobachtete, wie Herr Karl Kraus, der Herausgeber der „Fackel“, mörderisch durchgeprügelt wurde. Andere Kaffeehäuser besuche ich nur ausnahmsweise. Das Mittagessen haben wir viele Jahre hindurch im Hotel „Erzherzog Carl“ eingenommen und zwar versammelten sich dort täglich mehrere Freunde und es ging überaus heiter zu. Seit beiläufig zwanzig Jahren speise ich im Hotel Meissl und Schadn, meistens ganz allein. Ich habe

zwei Dinge von hier zu berichten. Da ich allein bin, würge ich das Essen so rasch als möglich hinunter und gehe fort. Nun gab es dort einen glänzenden Kellner, der Gustav Mayer hieß und der eine Force darein setzte, mich sehr rasch zu bedienen. Und wenn ich bei ihm bestellte, ging dies so zu: „Also bringen Sie mir Leberknödelsuppe, Rindfleisch mit roten Rüben und Pflaumengateau — aber: kurzer Galopp! Marsch!“ Da konnten nun noch so hohe Herren herumsitzen, Gustav machte wirklich seinen kurzen Galopp durch den Saal! Es war herrlich! Leider starb der Brave und viele Personen leisteten sich den geschmackvollen Ausspruch: „Den haben Sie in den Tod galoppiert!“ Ein andermal um die Mittagszeit hörte man plötzlich eine Gräfin Szapáry aus Preßburg, die oft hier wohnte und speiste, laut schreien: „Sie Kellner, daß Sie mich nie mehr neben einen Juden setzen!“ Damit hatte sie aber nicht mich gemeint, sondern einen neben ihr sitzenden Herrn, dem sie eine Ungezogenheit zumutete, die er aber gar nicht begangen hatte. Dieser Auftritt war furchtbar peinlich und wurde es dadurch nicht weniger, daß die Gräfin mit ihrer Tochter das Lokal sofort verlassen mußte und nie mehr zurückkehrte. Das Hotel Meissl und Schadn ruft in mir die Erinnerung an einen alten, leider auch schon verstorbenen Freund wach, mit dem ich dort oft speiste, an Dr. Adolf Ofenheim. Ein Mittagmahl in seiner Gesellschaft war für mich eine Wiederholung der Richteramtprüfung; denn er pflegte meistens die Fälle vorzutragen, die ihn gerade beschäftigten, und hiebei scharf formulierte, schwere Fragen an mich zu richten und weh' mir, wenn ich gar keine oder eine solche Antwort gab, die ihm nicht paßte! Wenn er mit seinem strengen Gesicht neben mir saß, das Eßmesser gegen mich gezückt, brennend vor Ekstase, dann faßte mich oft eine höllische Angst. Er war wahrlich durchglüht von der Leidenschaft des Kampfes um das Recht, nur ging er hierin entschieden zu weit. Einmal hatte er eine Verhandlung bei mir, in der es sich um Ehrenbeleidigung handelte. Ofenheim beantragte die Vernehmung der Gräfin X. als Zeugin und ich vertagte in Stattgebung dieses Antrages die Verhandlung. Ich mußte aber diesen Vorgang wiederholen, denn die Gräfin erschien nicht vor Gericht. Am Vorabend der dritten

Verhandlung saß ich ahnungslos zu Hause an meinem Schreibtisch, als plötzlich ein Polizeikommissär eintrat und Folgendes vorbrachte: Ofenheim habe dem Kommissariat telephonierte, man möge die Gräfin verhaften und zur morgigen Verhandlung vorführen, da sie nach Graz zu reisen beabsichtige; die Polizei tue dies jedoch nicht ohne gerichtlichen Auftrag und ich solle nun entscheiden, ob dem Antrage Ofenheims auf Verhaftung stattzugeben sei. Ich mußte in meiner Wohnung ein Protokoll aufnehmen und verhinderte natürlich die Verhaftung. Am nächsten Tage mußte ich bei der Verhandlung selbstverständlich diesen Vorfall zur Kenntnis der Parteien bringen. Ofenheim war wütend darüber, daß er nicht Erfolg hatte, und machte eine fulminante Eingabe an das Justizministerium, in der er sich über mich beschwerte. Erfolg: er bekam glänzend Unrecht. Und so handelte er gegen mich, seinen Freund, dem er, wie ich genau weiß, sehr zugetan war! Aber ich hatte ihn doch sehr gern und ich kann ihm den ausgezeichneten Witz nicht vergessen, den er einmal machte, als er eine Ehrenbeleidigungsklage gegen den damaligen Bürgermeister Neumayer und zwar in eigener Sache durchführte. Als er seinen Schlußantrag stellte, zählte er die Erschwerungs- und Milderungsgründe auf, nach welchen die Strafe zu bemessen sein werde, und da führte er u. a. als mildernd an „den schwächeren Verstand“ des Bürgermeisters, was allerdings ein gesetzlicher Milderungsgrund ist! *Requiescat in pace!*

Andere Lokale als das Café Impérial und Hotel Meissl und Schadn besuche ich seit einer Reihe von Jahren nicht. In jüngeren Jahren verkehrten wir viel in dem jetzt nicht mehr existierenden Restaurant Streitberger in der Köllnerhofgasse; es war ein gemütliches, gutes Gasthaus. Dort befand sich ein Zahlkellner, der aussah und auch sprach wie ein schlecht deutsch redender Engländer, tatsächlich stammte er aus Mistelbach. In der Weinlaune trug ich diesem Mann — es ist der einzige Fall — das Du an und wurde dasselbe nie wieder los. Noch vor wenigen Jahren, wenn ich am Hotel Klomser in der Herren-gasse vorbei ging, wo der Gute später Portier war, rief er mir über die Gasse laut zu: „Grüß Dich Gott! Wie geht es Dir?“; worauf ich immer antwortete: „Ich danke Ihnen vielmals!“

Und weil ich eigentlich schon die Grenzen des Hauses und damit dieses Kapitels überschritten habe, will ich hier noch ein Gebiet streifen, das eine so winzige Rolle in meinem Dasein spielt: das Reisen. Ich habe hierüber im Juli 1913 einen Artikel ins Tagblatt geschrieben unter dem Titel: „Der Mann, der nicht reisen kann“, will daher auf diesen verweisen und hier nur dahin resumieren, daß ich mit den Reiseideen seit zirka zwanzig Jahren abgeschlossen habe. Ich kann nicht reisen, weil ich immer mit sechzehn Kolli fahre und hievon wenigstens acht verliere und weil ich überhaupt bei den kleinsten Ausflügen mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Von Osten nach Süden, Westen und Norden bilden Neuhäusel, Leoben, Wels und Göding so ziemlich die Kulminationspunkte meiner Expeditionen und in Ewigkeit werde ich nur mehr nach Kövecses und Reichenau fahren. Felsenfest hat sich dieser Entschluß in mir entwickelt, als ich mir vor drei Jahren zum erstenmal in meinem Leben einen Koffer kaufte. Er war herrlich schön, kostete 185 Kronen und gehörte zu den Dingen, über welche die Verkäufer sagen: „Der ist für's ganze Leben!“ Ich besaß ihn keine sechs Wochen lang und dies kam so. Der Koffer war allerdings in enormen Dimensionen gehalten und es machte schon Mühe, ihn in unsere Wohnung in den dritten Stock zu schaffen; aber es gelang. Der Transport zur Südbahn war noch viel mühsamer, weil der vollgepackte Koffer zirka sechs Meterzentner wog. Es mußten ihn deshalb drei Dienstmänner zur Bahn schleppen, was zehn Kronen kostete. In Reichenau angekommen, mußte ich einen Lastwagen requirieren, der nach zwei Tagen den Koffer in den Thalhof brachte. Von hier ging es nach einiger Zeit unter unsäglichen Schwierigkeiten nach Kövecses. Natürlich konnte er hier auch nicht auf dem gewöhnlichen Wagen transportiert werden und es mußte eigens in der Nacht ein Wagen zur Bahn rasen, um den Koffer zu holen. Als er endlich ankam, konnte man ihn wegen seiner Größe nicht durch die Haustüre schaffen; er mußte in einem Magazin untergebracht und meine Sachen dort ausgepackt und herübergetragen werden, wodurch vier Tagelöhner der Feldarbeit entzogen worden sind. Und Paul bekam seinen berühmten roten Kopf und



verbat mir, den Koffer jemals wieder mitzubringen. Ich sah ein, daß ich schwächer sei, als Paul + Koffer' und, in Wien wieder angelangt, verschenkte ich ihn sofort und will ihn nie wieder sehen, weil er mir die Reiseunfähigkeit so kraß vor die Augen führt.

Aber ich will wieder zurückkehren unter den milden Himmelsstrich der Frankenberggasse und noch meinem Friseur Mang einige Zeilen widmen. Der Mann ist mir treu und ehrlich ergeben und verehrt mich derartig, daß er mir nach jedem Rasieren die Wangen streichelt! Er hat mich in den unglaublichsten Situationen behandelt. So rasiert er mich Sonntags sehr oft, während ich im Bett liege, oft sogar schlafe; er hängt dann an meinem Bett wie ein Schwalbennest und wurde in dieser Stellung einmal von Dr. Drawe photographiert. Weiters hat er mir vor Jahren, als ich in großer Eile war, in einem Einspanner während der Fahrt die Haare geschnitten, wovon er heute noch mit Stolz erzählt. Der Mann ist rührend und komisch zugleich in seiner Redeweise. Einige Proben: Als ich ihm eine neue Zigarrentasche zeigte, brachte er in seiner Verzückerung nur die Worte hervor: „Wirklich täuschend!“ Und als ich ihn einmal fragte, ob der Herr X. ein lieber Mensch sei, antwortete er: „Aber! Herr von Pick verhalten sich zu dem wie tausendundeine Nacht!“ Wahnsinnig vor Freude wird der gute Mang, wenn ich ihm manchmal von der Jagd einen Hasen mitbringe; nur hat sein Sohn einmal deshalb geweint, weil der Hase auf den Läufen nicht stehen blieb. Als Weihnachtsgeschenk wünschte sich seine Tochter einmal ein „Zweierheft“ und einen Bleistift, der Sohn Spagat. Sein Sonntagsvergnügen besteht meistens darin, daß er seine Kinder in solche Gassen führt, in denen sie recht viele Plakate sehen können. Mang wird vom Kopf bis zum Fuß von mir angezogen und trägt meine Sachen länger, als ich dies getan habe.

Dem Schreibtisch, auf welchem ich dies niederschreibe, sei noch ein Wort geweiht. Viel habe ich an ihm erlebt, nachgedacht, geschrieben, gelernt, vergessen und gelitten! Er ist uralte, war früher rot und ist jetzt braun überzogen, hat elf Laden, die vollgepfropft sind mit Erinnerungen, und ist bedeckt

mit vielen, vielen Dingen des täglichen Gebrauches und solchen, die ich nie brauche, aber vor mir haben will. Zu den letzteren gehört ein Glaspokal, den mir mein Vater nach meiner Maturitätsprüfung schenkte und in den er folgende Verse eingravieren ließ:

„Pflög' den Homer,  
 Üb' das Gewehr,  
 Ernähr' Dich in Ehr',  
 Geh' bescheiden einher,  
 Dann bist Du auch wer.“

In dem Pokal ist ein Stück Edelweiß verwahrt und ein Tannenreis. Ferner sehe ich vor mir zwei kleine Zündhölzelschachteln, ganz gewöhnliche, ordinäre Schachteln, die mit slowakischen Stoffen überzogen sind; die hat mir Eva gemacht. Und so lebe ich in Reichenau und Köveceses gleichzeitig, diesen beiden geliebten Orten. Und wenn ich weitere Umschau in meinen Zimmern halte, erblicke ich manches liebe, gute, mir ans Herz gewachsene Stück. Vorwiegend finde ich überall Erinnerungen an diese eben genannten Orte, dann an die Jagd und an die Berge; dann aber auch viel anderes, was mir unendlich lieb ist. In bunter Reihe will ich einiges herausgreifen. Da sehe ich ein Bild, gezeichnet von einem Punkte aus, der Reichenau und Payerbach gleichzeitig sehen läßt; eine Tafel vom Juni 1877, die „Avis“ genannt ist, und welche die Badeordnung des Thalhofes enthält; u. a. wird darin gesagt: „Ein Handtuch mehr kostet fünf Kreuzer“; eine Schnitzerei, arbeitende Holzknechte darstellend, die ich einmal in der Reichenauer Gegend fand; ein großes Stück Tannenrinde, welches ein Schwarzspecht, während ich ihn beobachtete, aus dem Stamm heraushackte; einen Bergstock, den Graf Wilczek bei seiner Nordpolfahrt mit sich hatte; Teller aus Apaj, einem Dorfe bei Diószeg, bunt bemalt in urwüchsigster Art; als ich die Besitzerin fragte, was sie kosten, sagte sie, sie verlange per Stück zehn Kreuzer und als ich ihr für drei Stück eine Krone gab, starrte sie mich an, verwirrt vom Glück. Dann finde ich einen Stock mit einem oben eingengelagerten Dreigroschenstück, den ich einem Treiber in Köpösd<sup>1)</sup> um vierzig Kreuzer abkaufte; einen wenigstens hundert Jahre alten

<sup>1)</sup> Bei Köveceses.

und drei Kilogramm schweren Regenschirm — den einzigen, den ich besitze —, welchen ich einem gewissen Scheckel in Hirschwang<sup>1)</sup> abkaufte, demselben Scheckel, der an freien Tagen (er ist gewöhnlicher Arbeiter) immer auf die Berge geht und sich einen zusammenlegbaren Ofen konstruiert hat, den er immer mit sich trägt, weil er im Freien übernachtet; einen herrlich geschnitzten Stock, den mir ein Bauer in Schwarzau<sup>2)</sup> angefertigt hat; eine alte Uhr aus Aflenz; Pölster mit slowakischen Stoffen überzogen; slowakische Bänder und Uhrketten. Ich sehe weiters meine geliebten Bücher, deren jedes einzelne mir wertvoll ist; das Bild meines Vaters, das am 10. Dezember 1892 zur Feier seines sechzigsten Geburtstages im „Extrablatt“ erschienen ist; eine hölzerne Leiste, mit Löchern und einem Tragband versehen, wie sie bei den Köveceser Rebhühnerjagden zum Tragen des Wildes verwendet werden; eine Flasche, auf deren Vignette mir Eva am 29. September 1912 ein paar herzige Worte geschrieben hat; eine rot-weiß-grüne Trompete vom Jahrmarkt in Sopornya<sup>3)</sup>; Steigeisen; einen Rucksack, den ich im Leben nicht getragen habe, da ich nur mit einem Führer und einem Fünfer auf die Berge steige und der Führer auch Träger sein muß; eine Zeichnung von Rudolf mit ausgezeichneten Treibertypen usw. Und ober meinem Schreibtisch sind zwei Bretter befestigt, die angefüllt sind mit den Photographien lieber Menschen. Emmy ist viermal vertreten; Albrecht sieht auf mich herab; Franz Bubna, die schöne Edith<sup>4)</sup>, Hetty, Julia<sup>5)</sup>, Evelina, Papa, Paul, Graf Wilczek. Und wenn ich erst einmal herumstöbere in den Laden meines Schreibtisches, in meinen Schachteln und Kästen, welche immensen Schätze entdecke ich da! Berge von Briefen sind da eingelagert, Aufzeichnungen, Notizen, Verzeichnisse, Einschreibebücher, Schriftstücke jeder Art, die wichtig sind oder es einmal werden können usw. Die Zahl der Bücher, welche ich führe, ist ganz kolossal und ich weiß selbst nicht, woher ich

<sup>1)</sup> Bei Reichenau.

<sup>2)</sup> Bei Gutenstein.

<sup>3)</sup> Bei Köveces.

<sup>4)</sup> Ehemals Gouvernante bei den Kindern meiner Tante Julie.

<sup>5)</sup> Keil.

die Zeit nehme, um dies alles in Ordnung zu halten. Aber dazu habe ich die Energie und ich halte sogar musterhafte Ordnung. Ich finde jedes Stück sofort, ein Griff genügt. Vor einiger Zeit besuchte mich Frau Lorle Tressler und erinnerte mich daran, daß ich mir einmal von einer Alm ein Holzinstrument mitgenommen hatte, mit welchem dort der Rahm von der Milch abgeschöpft wurde; sie wünschte es zu sehen — eine Bewegung und sie hatte es! Und so wollte ich eben in dem Augenblick, in welchem ich dies niederschreibe, das Konzept einer Rede hervorholen, die ich vor 21 Jahren gehalten habe, und es liegt auch schon vor mir. Damals hatten wir uns zu einer Tischgesellschaft vereinigt, welche der „Grüne Klub“ hieß, und da ich ein nicht schlechter Tischredner war, mußte ich bei irgend einer Gelegenheit eine Rede halten. Dieselbe lautete in den wichtigsten Stellen folgendermaßen, wobei ich vorausschicken will, daß gar keine Verneinung in diesem Toast enthalten war: „Meine Herren! Als ich mich heute Nacht ruhig im Bette wälzte, ist es mir im Traum eingefallen, heute eine Rede zu halten. Ich will länger zögern, dies zu tun, weil ich bekanntlich ziemlich verfroren bin. Sie werden aber doch schon gemerkt haben, daß mir manches näher liegt, als zu schweigen. Sie haben die Wahl zwischen Hören und Fühlen. Wer hören will, muß auch fühlen und da Sie ahnen, was ich alles annehme, nehme ich verzagt und erschrocken an, daß Sie lieber hören wollen. Ich lasse mich spotten, will in meinem beugsamen Entschluß beharren und in widerleglicher Weise mit meinen Ausführungen beginnen. — Ich finde Worte, um meiner säglichen Freude darüber Ausdruck zu geben, daß wir uns wieder zusammengefunden haben. Zu meinem Freudwesen bemerke ich, daß sie alle päßlich sind. Ich kann zwar umhin zu gestehen, daß man manchem von Ihnen böse sein könnte, weil er ein Sterbenswörtchen von sich hören ließ; doch ich will ermangeln, den betreffenden Vorwürfe zu machen und will in wirschen Worten meine Befriedigung wiederholen. Vor gefähr einem Jahr und zwei Monaten waren wir zum letztenmal — es war ein Nachtmahl — hier versammelt. Dieser Abend wird mir ewig vergeblich bleiben. Es war damals so voll, daß eine Stecknadel zur Erde hätte fallen können, ein

Lüftchen rührte sich, ein Auge blieb trocken. Ich hatte mir zwar damals ein Blatt vor den Mund genommen, aber aus demselben eine Rede abgelesen und habe Ihnen in flätigen und gezogenen Worten widerleglich bewiesen, daß der „Grüne Klub“ eine ermeßlich große Zukunft vor sich habe; ich habe Ihnen ein X für ein U vorgemacht. Nur Helligkeiten und Verständnisse gab es an diesem Abend, man vernahm nur liebige Töne und jeder wollte auf mich etwas kommen lassen. Ich werde verfehlen, Ihnen zu sagen, wie sich seither die Verhältnisse geändert haben. Unsere Bande wurden zertrennlich und löslich . . . Einer trieb Fug und es blieben nur wenige übrig, welche entwegt die alten Pfade wandeln, d. h. mit denen ich unterbrochen und ausgesetzt beisammen bin. Ich muß Ihnen aber unwunden gestehen, daß ich mich bändig freuen würde, wenn wir wieder alle beisammen wären, unseren schuldigen Vergnügungen nachgehen könnten, wobei wir uns ja immer ganz gebärdig und geschlacht benommen haben . . . Dies ist mein aufrichtiger Wunsch und sogar mein Freund M., der gerne streitet und bis drei zählen kann, würde es sich zweimal sagen lassen, mir hierin zu widersprechen und würde meiner maßgeblichen Ansicht nach mir hierin bedingt recht geben. — Ich werde einen Moment Bedenken tragen zu schließen, da ich Sie vorher noch bitten möchte, diese scheinbare Rede, diese verfälschten deutschen Worte als ein Stück freiwilliger Komik zu behandeln, sie in den Rat zu werfen und über mich mutig zu sein. Nehmen Sie mir die zulängliche Form übel und nehmen Sie den Ausdruck meiner wandelbaren Ergebenheit entgegen!“

Ich habe in früheren Jahren öfters die Gelegenheit gehabt, als Tischredner aufzutreten und fand manchmal Beifall. Tascha spricht heute noch von der Rede, welche ich vor Georges' Hochzeit bei einem Diner gehalten habe, das er seinen Freunden gab; ich besitze auch diese noch, aber sie ist zu lang, um hier reproduziert zu werden. Das Konzept aller Reden ging mir leicht aus der Feder, aber ich gestehe, daß ich stundenlang sie wörtlich auswendig lernen mußte und immer mit großer Befangenheit auftrat. Außer diesen Reden habe ich noch mehrere juristische Arbeiten zu Papier gebracht, aber nie veröffentlicht; weiters

habe ich eine humoristische Mathematik, Chemie und Geographie niedergeschrieben.

Man wird zugeben, daß ich das Leben nicht trocken nehme, daß ich ihm alles abzugewinnen verstehe, was es sich abringen läßt, und daß die Behauptung, welche ich schon im Vorworte aufstellte, ich könne mich nie langweilen, berechtigt ist, wenn man sich in dem Wust der Erzählungen und Eindrücke dieses Kapitels zurechtfinden will! Ich bin am glücklichsten — oder sagen wir fast am glücklichsten — in meinen Zimmern, an meinem Schreibtisch, bei meinen Schreibereien und Andenken.

Ich bitte um Entschuldigung für die Ausdehnung dieses Abschnittes; aber ich konnte nicht anders, es machte mir eine zu große Freude, über alle diese lieben Dinge mich aussprechen zu dürfen, und ich hoffe, daß meine Gönner, denen diese Schrift geweiht sein soll, mich nicht auslachen, sondern recht oft und bald zu mir kommen werden, um sich alles hier Beschriebene anzusehen.

